

Landeshauptstadt Düsseldorf
Der Oberstadtdirektor
10 Ostd.



Düsseldorf, den 23. Januar 1956

Institut f. Zeitgeschichte
München
ARCHIV
1849/56

Sehr geehrter Herr Dr. Krausnick!

Frau Baronin Hilla von Gumpenberg, die Jüdin ist und im 3. Reich emigrieren mußte, hat mir vor Jahren einen Erlebnisbericht übergeben, der vielleicht für das dortige Institut von Interesse ist. Frau von Gumpenberg, früher in Düsseldorf wohnhaft, ist vor einigen Jahren von ihrem Mann geschieden worden und lebt jetzt in den USA.

Kr

Mit verbindlicher Begrüßung
Ihr sehr ergebener

[Handwritten Signature]
(Dr. Hensel).

Institut für Zeitgeschichte			
Eingeg. am 27. Jan. 1956			
Tgb.-Nr. <i>Kr</i>			
<i>Kr</i>			

*B
70
sch Leo*

*Als Erlebnisbericht für Frau Dr. Skerling-Oppenheimer geeignet?
Wenn nicht, bitte direkt an Archiv.*

In Winter 1942 hatten wir infolge völlig unberechtigter Denunziationen derartige Schwierigkeiten, dass ich mich entschloss, meine Familie fluchtartig zu verlassen und mich zunächst nach Köln zu begeben. Es war zu befürchten, dass die Denunzianten weitere Schwierigkeiten machen würden, weil sie bei ihrem Vorgehen immer Recht bekamen. Ich hatte eigentlich vor, nach Berlin zu gehen und dort bei Bekannten unterzutauchen, bis sich für mich und meine Familie ein Ausweg finden würde. In Köln angekommen, setzte ich mich mit einer alten Bekannten in Verbindung, der ich von meinen Schwierigkeiten sprach. Sie ersuchte mich von wegen Reisen, die ins unbesetzte Ausland führten. Genauere Auskunft konnte sie mir nicht darüber geben, sie verwies mich jedoch an Bürgermeister Bornheim, der mir genaueres mitteilen sollte. Ich beschloss darauf, in Köln zu bleiben, mich mit meinem Mann in Verbindung zu setzen und eine Flicht in das damals noch unbesetzte Frankreich vorzubereiten.

Bürgermeister Bornheim hatte mir gesagt, dass ich noch einige Zeit warten müsse, bis ich den Plan ausführen könnte. Es lag überall hoher Schnee und die Grenzen müssen erst frei sein. So blieb ich in Köln und suchte mir dort ein möbliertes Zimmer. Da es fast unmöglich war, durch Zeitungsannoncen ein Zimmer zu bekommen, ich wohnte bis dahin im Hotel, wandte ich mich an die N.S.-Studentenschaft, die mir prompt 3 Zimmer nachwies. Eines davon wurde von einer alleinstehenden geschiedenen Frau vermietet und da ich den Eindruck hatte, dass ich mit dieser zurecht kommen würde, nahm ich das Zimmer. Ich erzählte ihr, dass ich Frau Guspenberg aus Breslau sei, dass mein Mann ein grosses Geschäft in Breslau habe und in Köln ein Lager und dass ich gekommen wäre, um dieses Lager wegen der ständigen Fliegerangriffe aufzulösen. Es sei dies eine Arbeit, die von mir selbst gemacht werden müsse, da sie wegen der grossen Transportschwierigkeiten keinem kleinen angestellten Überlassen werden könnte. Ich sagte ihr, dass meine Arbeit voraussichtlich 4-6 Wochen dauern würde. Auf ihre Frage, ob sie mich polizeilich anmelden müsse, antwortete ich, dass das für die kurze Dauer meines Aufenthaltes nicht notwendig sei. Sie liess sich darauf ein, und damit konnte ich ungehindert in Köln leben.

Es galt nun, tatsächlich eine Beschäftigung in Köln zu haben, und diese verschaffte mir Bürgermeister Bornheim in dem Schneideratelier bei Fräulein Meta Schmitt. Dieser sagte ich, dass ich Schwierigkeiten zu Hause gehabt hätte und mich von meiner Familie trennen müssen. Ich erwähnte auch ihr gegenüber, obgleich sie politisch wie ich dachte, niemals mit einem Wort, mein wirkliches Vorhaben, ins unbesetzte Frankreich zu gehen. Für meine Wirtin hatte ich somit ein sehr geregeltes Leben. Ich verliess morgens das Haus und kam erst am frühen Nachmittag wieder. Sie sorgte rührend für mich und oft unterhielten wir uns abends lange. Dabei kam es, dass sie mir einmal sagte, sie könne nicht verstehen, dass es Leute gäbe, die Juden bedienen könnten oder Ähnliches.

Als nun die Zeit der Schneeschmelze vorbei war, wandte ich mich wieder an Herrn Bornheim, der sich zu einem jüdischen Rechtsanwalt wandte, der die genauen Einzelheiten über die Reise kennen sollte. Was er mir sagte, war folgendes. Es gäbe Leute, die von der Polizei gesucht würden und infolgedessen keinen festen Wohnsitz hätten. Sie kämen ihn von Zeit zu Zeit fragen, ob jemand da sei, der mit wolle und dann müsse es auch schon Hals über Kopf am nächsten Tag losgehen, über die belgische Grenze nach Brüssel.

In Brüssel tauche man dann bei polnischen Juden unter und diese hätten dann schon immer einen Weg, um nach Frankreich zu gelangen.

Mir erschien dieser Plan zu dubios. Auf Anraten meines Mannes hin, suchte ich eine Freundin in Lügen auf, die uns schon vor Monaten von einer ähnlichen Möglichkeit geschrieben hatte. Hier handelte es sich um eine Organisation, die französische Kriegsgefangene in ihre Heimat zurückbeförderte. Die Organisation begann in Dolhain und endete in Südfrankreich. Anfangsstation war ein Dienstmädchen meiner Freundin, die bereit war, das Weitere zu veranlassen. Mir wählten nun einen Zeitpunkt aus, wo ich ihr meine Koffer zur Weiterbeförderung geben würde. 8 Tage später sollte dann die Reise beginnen. Meiner Wirtin sagte ich, dass meine Arbeit abgeschlossen sei, dass ich meine Sachen weggeschicken wolle und dass ich sie verlassen müsse. Ich traf meinen Mann noch einmal in E.-Gladbach und fuhr dann direkt bis zur Grenze zu Käthchen. Man war mir schon entgegengekommen und hatte mir die beiden Taschen abgenommen, damit mein Gang bis zur Grenze unauffällig sein könnte. Den Abend verbrachte ich bei Käthchen. Gegen 11 Uhr erschien ein belgischer Arbeiter, der auf der anderen Seite der Grenze wohnte und der mir wegen seiner ausserordentlichen Erregtheit keinen guten Eindruck machte. Er führte mich über Wiesen, die von Stacheldrähten durchzogen waren und über die man mühsam klettern musste, eine viertel Stunde Wegs bis zu seiner Fabrik. Diese lag bereits auf belgischem Boden hinter der Grenze. Ich verbrachte die Nacht in der Wohnung des Arbeiters, der mich den Tag über gut bewirtete und am nächsten Abend führte er mich mit seiner kleinen Tochter, getarnt als Familienspaziergang, in den nächsten Ort. Dort wurde ich wieder bei einem Arbeiter untergebracht, dessen Frau meine Reise nach Frankreich mitmachen sollte. Meine beiden Koffer waren bereits angekommen. Ich verbrachte einige Tage dort und wurde dann von dem Arbeiter nach Brüssel gebracht. Hier hatte ich eine Empfehlung an ein Kloster. Die Mutter des Klosters war bereit, mich aufzunehmen. Nach den Abenteuern, die hinter mir lagen, war ich froh, wieder einmal festen Boden unter den Füßen zu haben. Ich blieb einige Tage in Brüssel, bis Madame kam, um mich abzuholen. Sie war begleitet von einem sehr unsympathischen Jüngling, der der eigentliche Reiseführer war. Es wurde an die Grenze telephoniert und festgestellt, wann der zu bestechende Zollbeamte Dienst hatte. Dann konnte die Reise losgehen. Wir fuhren nach Tournay und überquerten dann die Grenze zu Fuss und hatten hinter der Grenze die Strassenbahn, die uns nach Lille führte. Dort gingen wir in ein selten schmutziges und hässliches Hotel. Zum Glück brauchten wir nur eine Nacht dort zu verbringen. Hier verfertigte aber der Jüngling unsere ersten falschen cartes d'identité. Meine richtigen Papiere hatte ich ihm beim Überqueren der Grenze immer überlassen müssen. Von Lille aus gingen wir nach Paris, wo wir ein Unterkommen bei einer sehr bohémienmässigen aber recht gebildeten Malerin, in der Nähe der Camps Elysées fanden. Der Jüngling machte mir Schwierigkeiten, seine Koffer weiter mitzuschleppen zu wollen. Ich hatte inzwischen den Eindruck gewonnen, dass die Organisation, da sie einmal angefangen hatte, mich zu betreuen, nun auch das grösste Interesse daran hatte, mich hinter der Demarkationslinie zu wissen. Sie musste immer befürchten, dass ich alles an die Deutschen ausquetschen würde. So sagte ich einfach, wenn die Koffer nicht mit mir gingen, so würde auch ich in Nordfrankreich bleiben, wo ich wiederum in einem Kloster unterkommen könnte. Hierauf entschloss sich der Jüngling, mein Gepäck nach Lyon zu expedieren. Wir hatten keine Zeit, uns Paris anzusehen, sondern reisten bereits am nächsten Morgen nach Dijon weiter.

Dort verliessen wir den Zug und nahmen bis Châlon sur Saone einen Autobus. Hier lieferte uns der Jüngling in einer Auto-Reparatur-Werkstätte ein. Wir wurden freudig empfangen. Der junge Mann hatte seine Mission erfüllt und verabschiedete sich von uns. In dieser Auto-Reparatur-Werkstatt wurden uns neue Identitätspapiere ausgefertigt. Dann wurde erst Madame in den Kofferraum eines Autos gepackt und über die Demarkationslinie gebracht. Und hernach wurde ich auf die gleiche Weise an einer anderen Stelle der Demarkationslinie herübergebracht. Nachdem wir uns hinter der Demarkationslinie wieder vereinigt hatten, übernachteten wir in einem Hotel in Sennecy le Grand. Ich atmete auf, das Unternehmen war geglückt.

Am nächsten Morgen begaben wir uns zu guter Stunde auf die Landstrasse, um den Autobus in Richtung Lyon anzuhalten und mitzufahren. Wir stiegen in einen ziemlich überfüllten Wagen. Da stand ein Herr auf und ich glaubte, um uns Platz zu machen. Er verlangte aber unsere cartes d'identité. Wir zeigten die, die uns in Châlon sur Saone gemacht worden waren. Er merkte sofort, dass irgend etwas nicht in Ordnung sei an diesen Karten und arretierte uns auf der Stelle. Als der Autobus wieder anhalt, mussten wir aussteigen und wir mussten dann mit dem Zug wieder in Richtung Demarkationslinie zurück. Auf dieser Fahrt schwitzte ich Wasser und Blut. Ich hatte die ganze Reise über Ruhe bewahrt, jetzt fürchtete ich direkt in die Hände der Deutschen an der Demarkationslinie übergeben zu werden. Erleichtert atmete ich auf, als die Eisenbahn noch vor der Demarkationslinie hielt und wir aufgefordert wurden, auszustiegen. Wir befanden uns wieder in Sennecy le Grand. Der Beamte führte uns in ein kleines Häuschen am Bahnhof, wo die Polizei stationiert war. Wir waren von etwa 5 Polizeibeamten umgeben. Ein sehr kluger und sympathischer Mann führte die Untersuchung. Er wandte sich zunächst an Madame. Diese hatte mir immer gesagt: vous êtes française. Bei der Untersuchung musste sie jedoch selber zugeben, dass wir mit unseren Lügen nicht weiterkamen. Der Beamte sagte ihr dann auf den Kopf zu, sie sei Belgierin. Als er dann das Wort an mich richtete, beschloss ich, ihm sofort die Wahrheit zu sagen. Lügen waren zwecklos und die Wahrheit nicht mehr hinderlich. Ich erklärte also, woher ich gekommen und aus welchem Grunde und dass ich nun glücklich sei, die Deutschen hinter mir zu haben. Der Mann hatte vollstes Verständnis. Die Behandlung war ausgezeichnet. Es wurde ein Protokoll aufgenommen und Madame und ich wurden mitsamt dem Protokoll nach Macon gebracht. Gegen 7 Uhr abends wurden wir der Polizei vorgeführt. Der Beamte entliess uns, da es zu spät war. Er bestellte uns jedoch für den nächsten Morgen und liess uns im ersten Hotel von Macon übernachten. Am nächsten Morgen begaben wir uns von neuem zur Polizei. Hier war das Verhör wesentlich angenehmer als das, was ich in Sennecy le Grand gehabt hatte. Der Beamte, der fließend deutsch sprach, glaubte meinen Worten nicht und hielt es für angebracht, mich damit einschüchtern zu wollen, indem er mir sagte, es sei ihm ein leichtes, mich hinter der Demarkationslinie bei den Deutschen wieder abzusetzen. Ich entgegnete ihm darauf, er solle keine Einschüchterungsmethoden bei mir anwenden, diese machten auf mich gar keinen Eindruck. Ich käme nämlich direkt aus Deutschland, und ich würde in dieser Beziehung andere Methoden kennen, als er sie habe. So unangenehm die Untersuchung war, so wurde sie doch damit beendet, dass der Beamte zu mir sagte: vous êtes libre. Er händigte mir ein Papier aus, wonach ich mich bis auf weiteres in Macon aufzuhalten und mich wöchentlich 2 mal bei der Polizei zu stellen hatte. Ich blieb im Hotel de l'Europe. Durch Vermittlung der Vorsteherin

eines Altersheimes, an die ich mich gewandt hatte, lernte ich in Macon allenthalben nette Leute kennen. Es waren dies hauptsächlich Flüchtlinge (französische) aus dem Elsass und Nordfrankreich, die wegen der dortigen Verfolgung der Juden sich hinter die Demarkationslinie zurückgezogen hatten. Ich musste jedoch meinen Dugang Male über Kopf abbrechen, als mir von der Polizei ein neuer Aufenthaltsort, Framayes, angewiesen wurde. Das war ein kleines Dorf von 1200 Einwohnern. Es schien mir ungut für meinen Plan nach Amerika auszuwandern, mich an einen so kleinen Ort zu begeben. Ich brauchte auch für jede Reise eine extra Erlaubnis Préfecture in Macon. Es war mir nämlich schon gelungen, einen solchen saufconduit zu bekommen, jedoch nur durch Vorzeigen eines Empfehlungsschreibens von Francois-Poncet, an den ich empfohlen worden war. Wegen der zu erwartenden Schwierigkeiten beschloss ich, vor meiner Abreise einen Besuch beim Prefekten zu machen. Ich wurde auch empfangen und konnte alle meine Anliegen vorbringen. So reiste ich nach Framayes.

Ich hatte grosse Schwierigkeiten in Framayes zu leben. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, dass ich eine deutsche Naziapionin sei, und die wenigen Emigranten verhielten sich ebenso ablehnend gegen mich wie die Einwohnerschaft. Einen sehr netten Dugang fand ich an Madame Monroux, einer Dame, die für einige Tage zur Erholung von Lyon gekommen war. Ich hielt auch nach Ihrer Abreise die Verbindung mit ihr aufrecht.

Das Leben in Framayes verlief bis Anfang August 1942 ohne nennenswerte Zwischenfälle. Da aber erfuhren wir von dem Abkommen, das zwischen Laval und Hitler getroffen worden war: Über die Auslieferung von 10.000 nicht französischen Juden zu "Arbeitszwecken" nach Deutschland. Ich hielt es für ausgeschlossen, dass man sich die Mühe machen würde, aus paar Emigranten festzunehmen, während die grossen Städte wie Lyon voll davon waren. Ich täuschte mich aber. In den Grossstädten hatten die Emigranten alle Gelegenheit, sich rechtzeitig zu verstecken und so blieb den Franzosen nichts anderes übrig, als die Juden vom Lande herbei zu schaffen. Am 25.8.1942 wurde ich um Mitternacht verhaftet, aufgefordert, meine Sachen zu packen und zunächst mit einem anderen Ehepaar nach Macon in die Kaserne Schubert gebracht. Unter den Ankömmlingen zählten wir zu den ersten. Nach und nach füllte sich aber der Raum und als etwa 100 Personen herbeigeschafft waren, wurden wir unter guter Bewachung nach Venissieux in der Nähe von Lyon gebracht.

Ich wusste, was es geschlagen hatte und versuchte Francois-Poncet zu benachrichtigen. Eine erste Karte hatte ich bereits in Framayes geschrieben und dem mich verhaftenden Gendarme zur Beförderung übergeben. In der Kaserne von Macon konnte ich jemanden beauftragen, für mich ein Telegramm abzuschicken. Dem gleichen Auftrag erteilte ich aus Sicherheit dem Chauffeur, der uns nach Venissieux eingeliefert hatte. Schliesslich hatte ich eine legale Möglichkeit, ein Telegramm abzuschicken, von der ich auch noch Gebrauch machte.

Hier in Venissieux zählten wir auch zu den ersten, die in das Lager eingeliefert worden waren. Der Transport nach Deutschland konnte frühestens erst beginnen, wenn das Lager angefüllt war. Wir hatten also einige Zeit, unseren Plan zur Flucht auszuarbeiten. Nach Rücksprache mit einigen französischen Abbés schien es uns aber wahrscheinlich, dass wir auch ohne Flucht befreit werden könnten. So liessen wir den Fluchtgedanken wieder fallen. Als die Schrecken Nacht begann, wurde ich heraus gerufen und es wurde ein kurzes Verhör mit mir angestellt. Bald darauf erfuhr ich,

dass ich befreit würde. Das Entsetzlichste war aber, dem Abtransport der anderen beizuwohnen. Die Kinder waren von ihren Eltern getrennt worden. Ihnen wurde gestattet, in Frankreich zu bleiben. Die Trennung der Eltern von den Kindern war herzerreissend. Der Abtransport war so furchterlich und an Zwischenfällen jeder Art fehlte es nicht, dass man es nie mehr vergisst.

Nach meiner Befreiung aus Venissieux konnte ich nach Tramayes zurückkehren. Meine Erwägung war die folgende: Da es mir einmal geglückt war, nicht nach Deutschland abtransportiert zu werden, konnte ich mit einiger Gewissheit damit rechnen, dass ich auch bei späteren Transporten verschont bleiben würde. Ich riskierte also nichts damit, nach Tramayes zurückzukehren, nahm mir aber vor, meine Auswanderung nach den Staaten erneut und beschleunigt zu betreiben.

Ich sagte mir jedoch, dass mein Verbleiben in Tramayes erst dann gefährlich werden würde, wenn die Deutschen auch die südfranzösischen Zone besetzen würden, und für diesen Fall traf ich meine Vorbereitungen. Ich lernte in Tramayes bei meiner Rückkehr einen Herrn aus Lyon kennen, der hierhin zur Jagd kam. Er machte mir den Hof und ich liess ihn auch gewähren in der Hoffnung, ihn in meine Fluchtpläne einzuweihen, sobald die Deutschen kamen. Nach einiger Zeit schon konnte ich ihm meine Situation halbwegs plausibel machen. Ich bat ihn, einen Koffer für mich nach Lyon mitzunehmen. Er enthielt fast alles, was ich besass. So blieb ich unbeschwert von Gepäck in Tramayes zurück. Niemand hatte dies beobachtet, trotz der ständigen Überwachung, die ich in Tramayes erfuhr. Ferner machte ich mit Herrn Billiet aus, dass er mich, sobald die Deutschen kämen, mit seinem Auto holen sollte.

Und die Deutschen kamen. Von dieser Minute an, fühlte ich mich meines Lebens nicht mehr sicher. Ich wartete stündlich auf Monsieur Billiet, doch er kam nicht. Ich dachte daran, mich in einem der umliegenden Bauernhöfe zu verstecken. Durch einen unvermuteten Zwischenfall nahm ich Abstand davon, schrieb jedoch an Monsieur Billiet, dass er mich so schnell wie möglich holen sollte. Ich legte mich am Abend ins Bett und war völlig ausser mir, während die umgebende französische Bevölkerung nichts von dem ahnte, welcher Wechsel für mich eingetreten war. Am Sonntagmorgen den 15.11.42 um 8 Uhr klopfte es an meiner Tür. Ich rufe beherrscht "Herein" und danke dabei, dass es nur die Polizei oder im günstigsten Falle das Stubenmädchen sein kann. Herein tritt aber Monsieur Billiet, der mir mitteilt, dass er meine Karte bekommen habe und dass er, da er am gleichen Tage verhindert war, mich am folgenden Tag, am 16.11., mit seinem Auto abholen wolle. Es wurde alles abbesprochen. Er sagte mir, er habe eine Freundin gehabt, in Lyon, mit der er sich überworfen habe. Diese hätte aber eine kleine Wohnung innegehabt, zu der er die Schlüssel besitze und in diese Wohnung wollte er sich bringen. Ich war damit, und mit allem, was mich von Tramayes wegführte, einverstanden. Ich konnte den Moment meines Aufbruchs kaum erwarten. Ich machte dafür noch meine letzten Vorbereitungen und hinterliess vor allen Dingen an meinen Vorkund und andere Personen, denen ich noch Geld schuldig war, den entsprechenden Betrag in einem Briefumschlag. Auch schrieb ich einen Brief an den Maire von Tramayes, worin ich ihm die Beweggründe zu meiner Flucht auseinandersetzte und ihm für seine Hilfe dankte. Am Abend des 16.11. begab ich mich wie gewöhnlich in mein Zimmer, das ausserhalb des Gasthauses durch einen besonderen Ausgang zu erreichen war, nachdem ich mich von allen wie gewöhnlich verabschiedet hatte, machte das Licht aus und beobachtete den Hof.

Es war alles dunkel und still. Dann schlich ich mit dem Rest meiner Sachen über den Hof, öffnete leise die Hefttür, die ein leises Krachen von sich gab. In selben Augenblick hörte ich Geräusche in der Gastetube. Ich drückte mich gegen die Mauer und merkte, dass der Wirt nur die Tür verschloss. Dann ging ich erst langsam, dann immer eilender die Chaussee hinan, bis zu der Wegkreuzung, von der ich wusste, dass Monsieur Billiet auf mich wartete. Ich stieg ein und fuhr mit ihm nach Lyon. Die Fahrt war insofern nicht ungenüßlich, weil ich keinerlei Identitätspapiere bei mir hatte, und weil die Autos überall angehalten wurden und nach solchen Papieren geforscht wurde. Monsieur Billiet kannte aber die Gegend sehr gut und durch Vermeidung der Hauptverkehrsstrassen kam ich wohlbehalten in Lyon an. Ich stieg in dem Quartier ab, das mit Monsieur Billiet reserviert hatte. Die ersten Tage kam er regelmäßig und versorgte mich mit allem Notwendigen, sei es Lebensmittel, sei es Heizmaterial. Nach wenigen Tagen blieb er jedoch weg und ich war mitternachts allein in dieser fremden Stadt im fremden Lande, dessen Verhältnisse ich nicht kannte und von dem ich nicht wusste, ob ich nicht polizeilich gesucht würde, da ich mich nach den Gesetzen des Landes strafbar gemacht hatte. Grosser Jammer überfiel mich. Dann kam ich aber zu kühlerer Überlegung indes ich mir sagte, dass meine Abhängigkeit von Monsieur Billiet aufhören müsste. Ich suchte die mir bekannte katholische Organisation für Juden auf. Dort erhielt ich eine carte d'identité auf den Namen der Madame Marguerite Ducaret. Ferner hoffte ich, mit deren Hilfe einen Passeur für die Schweiz zu finden. Ich hatte den Gedanken, zu meiner Cousine in Zürich zu gehen. Gleichzeitig aber wandte ich mich an den Schweizer Konsul in Lyon Monsieur Meyer, um von diesem eine legale Einwanderungsmöglichkeit zu erhalten. Die Lebensmittelfrage konnte ich insofern lösen, als mir auf Grund meines Maconer Papiers die Lebensmittelkarten ausgehändigt wurden. Die nachstehenden Polizeibeamten, die mir geflissentlich Auskunft erteilten, hätten auf Grund dieses Papiers die Verpflichtung gehabt, da ich ohne sauf-conduit reiste, mich sofort zu verhaften.

Die Schweizer Pläne brannten mir unter den Nägeln und da es mit dem Passeur von der kath. Organisation nicht klappen wollte, beschloss ich, selbst zur Grenze zu fahren und mir an Ort und Stelle einen Passeur zu suchen. Ich hatte Dank eines Briefwechsels, den ich mit der Douane in Bellegarde geführt hatte, dahin Beziehungen. Monsieur Billiet, den ich zu der Douane geschickt hatte, um die Frage meines aus der Schweiz angekommenen Schmuckes zu regeln, hatte mir gesagt, dass die Leute sehr ungenüßlich wären und mit sich reden liessen. Ich machte mich also von Lyon aus auf zur Grenze. Bei der scharfen Kontrolle, der man jede Minute gewärtig sein musste, war es wahrscheinlich das gewagteste Untersuchen, das ich je gemacht hatte. Meine carte d'identité war nicht besonders gut und dazu konnte ich nur sehr schlecht französisch sprechen und jeder konnte auf den ersten Blick erkennen, dass ich eine Ausländerin war. In Bellegarde angekommen, ging ich zu dem betreffenden Zollbeamten, dessen Name mir bekannt war und erklärte ihm meine Situation und meinen Wunsch, in die Schweiz zu gehen. Ich stiess auf grösstes Wohlwollen. Der Douanier sagte mir, dass Bellegarde zu weit von der Schweizer Grenze liege. Ich sollte daher nach Annemasse fahren, und mich dort an den Chef de la Gare, den er gut kenne, wenden. Annemasse liege nur vier Kilometer von Genf entfernt und ich hätte wahrscheinlich Glück, dort einen Passeur zu finden. Er meinte aber, wenn ich in Annemasse kein Glück haben würde, sollte ich nach St-Julien fahren, wo ich bestimmt dann einen Passeur finden würde. Angekommen in Annemasse traf ich den Chef de la Gare nicht an. Ich musste in ein Hotel gehen und

dort übernachten. Bei der scharfen Kontrolle war jedes Übernachten für mich eine grosse Gefahr. Trotzdem blieb ich drei Tage in Annemasse, bis ich meinen Mann sprechen konnte. Er hatte keine Möglichkeit mir zu helfen und lehnte es auch ab wegen der scharfen Kontrolle zwischen Annemasse und Genf, mich in einem Zug zu verstecken. So musste ich nach St-Julien fahren. Ich kam dort ungehindert von jeglicher Polizei an. Ich ging in einen Gasthof, nahm einen Apéritif und handelte mit 2 jungen Leuten an, die dasselbe taten wie ich. Ich sagte ihnen, ich hätte Freunde, die seien Juden und müssten in die Schweiz, ob sie vielleicht einen Rat für sie wüssten, sie herüber zu bringen. Als ich sah, dass sie durchaus geneigt waren, den Plan auszuführen, goss ich ihnen klaren Wein ein und erklärte ihnen, dass es sich um mich selbst handelte. Wir verabredeten einen festen Zeitpunkt, wo ich mittels eines Omnibusses von Annecy nach St-Julien fahren sollte. Es war vereinbart, dass der Übergang über die Grenze in den frühen Morgenstunden gemacht werden sollte, sodass ich auf der anderen Seite eine Strassenbahn besteigen könnte, die mich nach Genf bringen sollte. Durch Vermittlung des Schweizer Konsule hatte ich mein französisches Geld an einen Herrn übergeben können, der mir sein Genfer Konto zur Verfügung stellte. Ich hätte dann von Genf aus ungehindert zu meiner Cousine nach Zürich fahren können.

Ich musste nach Lyon zurückreisen, um dort mein ganzes Gepäck in die Schweiz aufzugeben. Ich hatte keine vertrauenswürdige Person, die ich damit hätte beauftragen können. Als ich in Lyon alles geregelt hatte, fuhr ich ohne jegliches Gepäck, allein mit einer Handtasche nach Annecy und stieg dann dort in den Autobus nach St-Julien. In diesem Autobus wurde ich bei einer Kontrolle der Papiere verhaftet. In St-Julien angekommen, musste ich mich erst einem Verhör unterziehen. Es waren 2 Polizeibeamte damit beschäftigt. Sobald ich mit jedem von ihnen allein war, sagte ich ihnen die Wahrheit. Da sie volles Verständnis für mich hatten, gingen sie der Sache nicht weiter nach und liessen mich am Schluss laufen. Das schliesslich an diesem Interesse war, dass meine Passpore vergeblich auf mich gewartet hatten und ich sie nicht wiederfinden konnte. Ich musste ein neues Programm machen und zusehen, so schnell wie möglich über die Grenze zu kommen. So langte ich in der nächsten Nacht auf der Schweizer Seite bei der Douane Chancy II an. Die Schweizer machten Schwierigkeiten, mich dazubehalten und alle meine Vorstellungen halfen nichts. Ich musste nach Frankreich zurückgehen. In der gleichen Nacht noch wurde ich von Schweizer Douaniers bis zur Grenze begleitet. Auf diesem Wege übergab ich einem der beiden, Panchaud, mein letztes Exemplar, das ich über meine Flucht von Deutschland nach Frankreich geschrieben hatte. Es war mir zu gefährlich, dieses Schriftstück weiter bei mir zu haben. Ich notierte mir genau seinen Namen. Auf der französischen Seite angelangt, konnte ich den Rest der Nacht auf einem Bauernhof bleiben. Der Bauer tat alles, was zu meiner Bequemlichkeit notwendig war. Am frühen Morgen fuhr ich mit seinem Sohn zum nächsten Dorf. Hier in Vulbens konnte ich mich ausschlafen bis zum Nachmittag. Dann bestieg ich einen Autobus, der mich nach Seyssel brachte, wo ich wieder übernachten musste und fuhr dann nach Lyon. In Lyon angekommen, besass ich absolut nichts. Mein Geld war in anderen Händen, meine Lebensmittelkarten nicht in Ordnung, mein Gepäck in die Schweiz expediert und Unterkunft bekam ich nur in einem viertrangigen Hotel, in einer heruntergekommenen Strasse, da ich wegen des Mangels an ordnungsmässigen Papieren mich nirgendwo sehen lassen konnte. Ich ging daran, mein Leben neu zu organisieren und stiess dabei auf tätige mitfühlende Hilfe von Madame Konroux, der Base, die ich in Trameyres kennengelernt hatte.

Das wichtigste war, ausser der Beschaffung meines Geldes und meines Gepäcks sowie die Klärung der Lebensmittelfrage, dass ich eine Stellung gleich welcher Art bekomme. Das gefährlichste war, das unbeschäftigte Herumsitzen in Hotels, wo die Polizei ständig Ruffeln machte. Ich versuchte als Schneiderin oder Kinderschwester unterzukommen. Ich beschloss, das anzunehmen, was sich mir am ersten bot. Da hatte Monsieur Monroux, der in einer Transportfirma arbeitete eine Lieferung von Automobilen an die deutsche Wehrmacht. Er bat mich, ihm dabei als Dolmetscherin behilflich zu sein. Wir fuhren zusammen zu dem Ersatzteillager der Deutschen in Venessieux. Dort erfuhr ich von den Soldaten, dass sie noch Dolmetscher brauchten. Sie gaben mir den Rat, mich im Hotel de Verdun zu melden, um eine Anstellung zu erhalten. Ich besprach alles mit meinen französischen Freunden und auch diese rieten mir dazu, eine Anstellung bei den Deutschen, so gefährlich es auch schien, anzunehmen. Ich war dann wenigstens aufgehoben und von der Strasse fort. Ich fasste also Mut und stellte mich im Hotel de Verdun vor. Man führte mich zu dem Leiter der Truppe, einem Major. Der fragte mich alle möglichen Einzelheiten. Ich sagte ihm, dass meine Mutter Deutsche gewesen sei, dass ich eine deutsche Schulbildung im Kleinen genossen hätte, und selbst einige Jahre in Deutschland als Studentin der Philosophie in Freiburg im Breisgau gewesen sei. Ich sei verheiratet, mein Mann, der Ingenieur sei, befinde sich zur Zeit in deutscher Kriegsgefangenschaft. Meine Frage, ob ich vom französischen Staat eine Unterstützung erhalte, verneinte ich, da ich Vermögen besäße, dessen Zinsen mir aber nicht bei der Wehrmacht, die eingetreten sei, zum Lebensunterhalt ausreichen. Es wurde mir gesagt, dass ich schon nach wenigen Tagen Antwort erhalten würde. Ich hatte inzwischen meinen obakuren Aufenthalt mit einem besseren Hotel vertauscht. Zwei Tage nach dem Besuch bei der Major wurde ich ans Telefon gerufen und ich sollte mich erneut im Hotel de Verdun einfinden. Als ich hinging, wurde meine Einstellung perfekt.

Ich begann meine Tätigkeit am 2. Februar 1943. Ich wurde dem Büro eines besonders idiotischen Leutnants zugewiesen. Er war im Zivilberuf Bahnhofsvorsteher einer kleinen schlesischen Stadt. Ich nahm mir vor, da sowieso schon wenig bei mir in Ordnung war, meine Arbeit so gewissenhaft wie eben möglich zu machen.

Wenige Tage nach meiner Einstellung bei den Deutschen, hatte ich in meinem Hotel eine jener berühmten Razzien. Die Polizei erschien nachts um 1 Uhr. Ich hörte sie in den unteren Stagen von Zimmer zu Zimmer gehen und nach den Papieren fragen. Ich blieb so ruhig wie möglich. Als die Reihe an mir war, machte ich den Beamten auf. Er verlangte meine carte d'identité. Dann verlangte er meine Lebensmittelkarte. Ich sagte, ich hätte diese Karte ausgeliehen an eine Freundin, damit diese sich für ihren Haushalt den Zucker und den Kaffee besorgen könnte. Ich konnte jedoch meine Lebensmittelmarken vorzeigen, die ich noch auf meine alte Karte mir erschlichen hatte. Der Beamte fragte mich aus. Wo haben sie in Kolmer gewohnt, welche Religion haben Sie? Ich sagte, ich bin katholisch. Sein sagte er, sie sind israelitisch. Ich beharrte darauf, katholisch zu sein. Welche Beschäftigung haben sie? Ich sagte, ich bin Dolmetscherin bei den Deutschen. Damit war die Situation gerettet und der Beamte zog wieder ab.

Ich sah daraus, dass mein Bleiben im Hotel nicht länger gut war. Ich versuchte erneut eine Wohnung zu bekommen und auch hierbei halfen meine Freunde Monroux, indem sie jederzeit bereit waren, mir als Referenz zu dienen. So bekam ich in einem ordentlichen bürgerlichen Hause ein hübsches Zimmer, was nicht weit von meiner Arbeitsstelle entfernt war.

Bei meiner Tätigkeit hatte ich die Dolmetscherin der Firma Faurax & Chaussende kennengelernt. Sie schien mir recht sympathisch. Da ich aus meiner Isoliertheit gerne heraus wollte, nahm ich gerne ihre Einladungen an. Nachdem ich mich mehrere Abende mit ihr unterhalten hatte, und ich merkte, dass es sich um eine vernünftige Person handelte, zögerte ich nicht, als sie mich auf den Kopf darauf zu fragen, ihr reinen Wein über meine Person einzuschenken. Als ich meine Geschichte beendet hatte, sagte ich zu ihr, ob sie so etwas schon mal gehört hätte. Worauf sie mir erwiderte, ja, das ist nach meine Geschichte. Ich heiße nicht Simone Coquard, sondern Lydia Steinberg und habe 1 Jahr bei den Deutschen in Paris im Gefängnis gesessen. Nach meiner Befreiung musste ich als russische Jüdin den Stern tragen und als die Raffen in Paris stattfanden, versteckte ich mich 8 Tage in einem Keller. Schlupfte dann bei einer Freundin unter, und versehen mit den Papieren meiner Freundin Simone Coquard flog ich über die Demarkationslinie, nach Lyon. Von dieser Zeit an waren wir gute Freundinnen. Wir hüteten uns jedoch davor, dass im H.K.P. von dieser Freundschaft etwas bekannt wurde. Nur so konnten wir uns gegenseitig helfen. Ich quatschte ihr hinfort alles aus, was für die französischen Firmen von Wichtigkeit war. Z.B. wenn es sich darum handelte, dass grössere Materialreserven beschlagnahmt werden sollten oder wenn Firmen wegen unsulänglicher Arbeit geschlossen und Arbeiter nach Deutschland dienstverpflichtet werden sollten. Im H.K.P. wurde nun mein formeller Arbeitsvertrag gemacht. Es kam ganz überraschend für mich. Ich hatte, da es mir zu gefährlich schien, sie in meiner Wohnung zu lassen, meine Papiere um meinen Leib geschmalt, da ich sie am Abend, nach Dienstschluss, an den sicheren Ort des Schweizer Konsulats bringen wollte. Plötzlich wurde uns eröffnet, dass wir uns nur Kaserne zu begeben hätten, um unseren Arbeitsvertrag zu unterschreiben. Man musste sich darin dem deutschen Recht und den deutschen Gesetzen unterwerfen. Man musste unterschreiben, dass man von einem Tag zum anderen gekündigt werden könnte, andererseits aber selbst nur 14-tägig zu kündigen berechtigt war. Nach Unterschreiben dieses Vertrages hilt man mir einen zweiten Wisch hin, den ich auch zu unterschreiben hätte. Ich tat es ohne zu zögern und bat mir dann nur noch aus, zu lesen, was ich wohl unterschrieben hätte. Es war meine eidesstattliche Erklärung, dass ich rein arischen Geblütes sei. Immerhin, die Gegenbeweisdokumente trag ich im Augenblick griffbereit bei mir.

So unglücklich ich mich im H.K.P. fühlte, da ich mich selten in einer so antisemitischen Umgebung aufgehalten hatte, so sehr hatte ich mit meiner Arbeit Erfolg. Ich wurde daher von dem Herrn Major aussersehen, den französischen Unterricht bei den Soldaten zu übernehmen. Ich stimmte dem zu und zweimal wöchentlich abends fand der Unterricht statt. Das ganze war arrangiert von einem Hauptmann, der an den Stunden teilnahm. Er bemühte sich, mir auch menschlich näher zu kommen. Als ich es eines abends garnicht abbliegen konnte, tat ich ihm den Gefallen, mich noch ein wenig mit ihm zu unterhalten. Er betrachtete das als einen deutsch-französischen Meinungsustausch. Er fragte mich, ob ich auch antideutsch sei. Ich sagte ihm, dass ich ja bei einer deutschen Mutter nicht gut antideutsch sein könnte. Ich hätte mich in früheren Jahren immer sehr wohl in Deutschland gefühlt, könne jedoch die neue Zeit und den Nationalsozialismus nicht recht verstehen. Schliesslich meinte ich noch, der Krieg sei ja auch noch nicht am Ende, was er aufgriff und erwiderte, wenn der Krieg auch noch nicht zu Ende ist, und man noch nicht wissen könne, ob Deutschland

den Krieg gewinnen würde, so hätte es doch ein Gutes gehabt, dass der Führer der Welt gezeigt hätte, dass es allen die Juden schuld sind. Es gelang mir ernst zu bleiben und hinter französischen Wein und deutschen Zigaretten meine Belustigung zu verbergen.

Im Büro wurde der Gegensatz zwischen mir und meinem Leutnant immer fühlbarer und eines Tages gerieten wir so aneinander, dass er mich hinausschickte. Die Leitung des H.E.P. trat für mich ein und ich wurde einem Hauptmann als Dolmetscherin beigegeben. Hier hatte ich ein sehr angenehmes Arbeiten und konnte das meiste vollkommen selbstständig erledigen. Trotzdem sagte ich mir, dass meines Bleibens nicht länger wäre. Die Atmosphäre wurde immer gespannter und ich konnte beobachten, dass man Nachforschungen nach einzelnen französischen Hilfskräften anstellte. Ich hatte die Zeit meiner Tätigkeit im H.E.P. dazu benutzt, um meine Papiere in Ordnung zu bringen. Es gelang mir, nach vielen Versuchen, eine Lebensmittelkarte käuflich zu erwerben, nach dieser wurde bei allen Raffeln gefragt, und es konnte mir Übel ergehen, wenn ich sie nicht besaß. So zahlte ich dann auch die 8.000.- Franc, die man dafür von mir abverlangte. Ich liess diese Karte auf den Namen Marguerite Ducaret in meinem Arrondissement einschreiben. Es ging mit einer einfachen Quittung meiner bezahlten Miete. Ich beschloss darauf, da die Lebensmittelverteilung sehr knapp war, und ich entweder pleite machen oder verhungern musste, auch meine andere Karte auf den Namen Hilla Gumpenbergl in einem anderen Arrondissement eintragen zu lassen. Ich fertigte selber eine solche Mietquittung aus und siehe, es klappte. Die Karte wurde eingetragen. Ich konnte von da an auf beide Lebensmittelkarten Marken beziehen, das auch noch anhielt, als ich schon in Toulon war.

Ferner hatte ich meine carte d'identité verschönern können. Es war mir immer gesagt worden, dass ich das Changement de domicile darauf vermerkt haben müsse. Ich ging also zur Polizei und erklärte, dass ich für einen deutschen Offizier verreisen müsse und zwar bald, dass sie mir den Vermerk machen sollte. Die Polizei machte Schwierigkeiten und wollte meine Abmeldung von Dieu le fit haben. Ich sagte, ich hätte sie nicht, sondern hätte mich nicht abgemeldet, da ich bei meinem Weggang von Dieu le fit noch nicht gewusst hätte, ob ich in Lyon bleiben könnte. Nach allem möglichen Hin und Her hatte ich sie endlich so weit, dass sie mir das Changement de domicile auf meine Karte setzten. Damit war ich freizügig in ganz Frankreich.

Ich versuchte nun, da mir der Boden immer heisser wurde, wo anders unterzukommen. Meine Freundin, die in Ollicules, in der Nähe von Toulon ihre Ferien verbracht hatte, hatte mir erzählt, dass die Renaultwerke in Toulon eine Dolmetscherin suchten. Ich kannte vom H.E.P. her den Direktor der Renaultwerke in Lyon, durch dessen Vermittlung ich dann tatsächlich die Stelle in Toulon bekam. Es tat mir leid, Lyon und die Lyoner Freunde aufzugeben. Aber meine Sicherheit war mir mehr wert. Ich ging Anfang September 1943 nach Toulon.

Es war ungeheuer schwer, in Toulon anzufangen. Ich war noch nie vorher in einem rein französischen Milieu gewesen und kannte die Verhältnisse nicht. Andererseits musste ich kaschieren, wie wenig ich davon wusste. Es war unendlich mühsam und anstrengend, den ganzen Tag nur französisch zu reden und abends kam ich wie tot aus dem Büro. Meine Freundin hatte mich an ihre Freunde in Ollicules empfohlen. Kurz nach meiner Ankunft aber wurde auch dieses südfranzösische Gebiet, das bis dahin von den Italienern besetzt gewesen war, unter denen die Juden einen gewissen Schutz genossen hatten, auch von den Deutschen besetzt. Es hatte zur

Folge, dass meine Bekannten fluchtartig Ollicules verliessen, um wo anders unterzutauchen. So war ich ziemlich isoliert in Toulon. Es gelang mir, eine hübsche kleine Wohnung zu mieten, in der ich 1 1/2 Jahr ungestört verbrachte.

Meine Tätigkeit bei den Renault-Werken verlief fast ohne jede Schwierigkeiten. Es gelang mir, die Leute glauben zu machen, dass ich eine wirkliche Klebseerin war. Jedoch wurde ich am Anfang aufgefordert, ein polizeiliches Führungszeugnis von meinem Geburtsort Kolmar beizubringen. Da war guter Rat teuer. Ich setzte mich hin und verfertigte einen Brief nach Kolmar und nahm davon ein Doppel zu den Akten. Den Brief schickte ich aber nie ab. Nach einiger Zeit musste ich meinem Chef erklären, dass ich zwar nach Kolmar geschrieben hatte, aber von dort nie eine Antwort erhalten hatte.

Ein anderer, viel schwerwiegender Zwischenfall war die Tatsache, dass ich eines Tages erfuhr, dass mich die Deutschen für eine englische Spionin hielten. Reizender Impuls war, sofort meine Sachen zu packen, wegzufahren und woanders mit einem neuen Namen wieder aufzutauchen. Bei weiterer Überlegung erschien mir aber gerade das die Methode, die Deutschen auf meine Spur zu hetzen. Ich beschloss daher, so ruhig wie möglich zu bleiben und den Stier bei den Hörnern zu packen. Ich machte mich an verschiedene Soldaten heran, von denen ich wusste, dass sie einen gewissen Einfluss auf die deutschen Dienststellen hatten. Es waren das ausgesuchte Nazie. Es gelang mir, durch deren Einfluss das Gerücht zum Schweigen zu bringen, ja ich wurde sogar hinfert mit grosser Liebeshwürdigkeit empfangen und ich konnte ungehindert in Toulon weiter arbeiten.

Ein weiterer Zwischenfall in dieser Zeit, war, das grosse Bombardement vom 29.4.44 auf Toulon. Dabei fiel eine Bombe in den Garten meines Hauses. Die Wohnung wurde dadurch ein bisschen demoliert, doch keineswegs zerstört. Nichts konnte mir erwünschter sein als so eine kleine Bombe, denn nun konnte ich eine "carte ministree" beantragen und mit dieser "Carte ministree" konnte ich später alles das zudecken, was mir an echten französischen Papieren fehlte.

Im Juli 1944 machte ich noch einmal einen kurzen Besuch bei meinen Freunden in Lyon. Ich wollte sie alle noch einmal gesehen haben, ehe wir vielleicht für längere Zeit die Verbindung zueinander verlieren würden. Ich konnte auch noch Ende Juli auf unendlichen Umwegen wieder zurückkehren. In Marseille gab es keinen Zug mehr, der mich nach Toulon zurückbrachte. Staatliche Eisenbahnlinien waren zerstört. Es blieb mir nichts übrig, als in Marseille auszustiegen und auf meine Weise zu versuchen, nach Hause zurückzukehren. Wozu hatte ich nun meine Deutschen? Ich ging zum H.K.F. Marseille und wurde dort Husserei liebeshwürdig von einem Hauptmann empfangen, zum Abendbrot eingeladen und er selbst war bereit, mich am anderen Tag nach Toulon zurückzufahren mit samt meinem Gepäck. Mein Erscheinen kam ihm schelmbar wie gerufen. Er war mit den Ausführungen der Arbeiter bei Renault Husserei unzufrieden und wollte unbedingt diesen Zustand abhelfen. Niemand schien ihm geeigneter, als die Führung der Renaultwerke zu übernehmen als ich. Er bot mir an, meinen Mann, der sich ja angeblich in deutscher Kriegsgefangenschaft befand, zurückkommen zu lassen und ich sollte dann mit diesem zusammen die Arbeit bei Renault fortsetzen. Von diesem Plan war er nur sehr schwer abzubringen und wie ich ihm schüchtern die Bemerkung machte, ob er denn

glaube, dass sich eine so grundlegende Umänderung noch lohne und der Krieg nicht vorher zu Ende gehe, meinte er, er könne noch Monate und Jahre dauern. Dieses war aber genau 14 Tage vor dem Debarquement. In der letzten Woche vor dem Debarquement hatten wir unaufhörlich Fliegerangriffe, die jedoch von keinerlei Bedeutung mehr für die Zivilbevölkerung waren. Nach Rücksprache mit den Deutschen erfuhr ich, dass diese Fliegerangriffe nur auf die Küstenbefestigungen abzielten. Der ganze Vorgang war so merkwürdig, dass mir klar wurde, dass das Debarquement nicht mehr lange dauern konnte. Ich hatte für diesen Fall bisher keinerlei grosse Vorbereitungen getroffen. Nun erschien es mir aber ratsam, wenigstens eine Tasche zurecht zu machen, die das Notwendigste erhielt, was man braucht, wenn man unter Umständen fliehen muss und ferner alles, was ich besass, in meine Koffer einzupacken und diese an einer möglichst geschützten Stelle meiner Wohnung unterzubringen. Das Debarquement fand dann auch in den frühen Morgenstunden des 15. August statt. Zunächst hielten die Deutschen sich noch weiter in Toulon auf, zogen sich dann aber restlos in die Forts zurück. Unter ihnen hatte ich einen Bekannten, den ich bitten konnte, mir zu helfen, wenn die Deutschen in unserem Betrieb Renault irgendetwas anrichten wollten. Es war während meiner Abwesenheit vorgekommen, dass Fahrzeuge bereits zerstört worden waren, ebenso wie unsere Kraftstromanlage. Meine ganze Tätigkeit in den letzten Tagen war dahin gerichtet, dieses Material-Zerstören zu verhindern. Tatsächlich konnte mir Ernest dabei auch behilflich sein. Bald darauf musste aber auch er auf das Fort Faron, welches das erste Fort war, das sich ergab.

Die Befreiung Toulons war noch nicht zu Ende geführt, als sich 2 Burschen bei mir einstellten und mich aufforderten, sie zu begleiten. Ich wurde zu der Villa la Coquette geführt. Es war das Haus, was vorher die Gestapo inne gehabt hatte und wohin ich schon einmal bereits mit schlotternden Knien für Renault hatte gehen müssen, um ausstehende Gelder zu kassieren. Dort wurde ich vor einen Colonel geführt, der mich nach Namen, Adresse und Tätigkeit fragte und mich sofort wieder entliess mit dem Beserken, dass ich ihm zur Verfügung zu stehen hätte. So vergingen etwa 14 Tage und ich hörte von der Villa la Coquette nichts. Ich hielt die Sache für erledigt. Da stellten sich wieder 2 Burschen bei mir ein, die sich höflich entschuldigten, aber behaupteten, eine Hausdurchsuchung bei mir vornehmen zu müssen. Bei dieser Untersuchung meiner Wohnung fanden sie meine echten Papiere aus Deutschland. Ich hatte es nicht mehr für nötig gehalten, diese versteckt aufzubewahren. Ich konnte erreichen, dass der Ältere der beiden davon kein grosses Aufheben machte und den Fund ausschliesslich seinem Chef mitteilte. Ich wurde einen Tag verhört und da nichts Belastendes vorhanden war, konnte ich nach Hause zurückkehren. Man liess mir sowohl meine echten als auch meine falschen Papiere. Ich sollte mich dann noch einige Zeit bei ihnen täglich melden, bis mir eines Tages gesagt wurde, dass auch das nicht mehr nötig sei.

Es war inzwischen etwa 3 Wochen nach der Liberation verstrichen, als ich einen Brief durch die französische Post erhielt in französischer Sprache geschrieben, der von Ernest datierte. Er teilte mir mit, dass er in der Nähe von Toulon in Hyères in einem Gefangenenlager sich aufhielt, wo es ihm unendlich schlecht ging. Er bat mich, alles in Toulon zu versuchen, damit er eine bessere Behandlung erführe und zu diesem Zwecke seine Bekannten in Toulon aufzusuchen, denen er Dienste geleistet hatte und die sich darin unterstützen konnten. In diesem Augenblick war es eine ziemliche Unmöglichkeit, auch nur irgendetwas für einen Deutschen zutun.

Ich selbst war gerade alle möglichen Unannehmlichkeiten los geworden und konnte kaum riskieren, durch Eintreten für einen Deutschen sich zu gefährden. Trotzdem beschloss ich, aus Dank, es zu versuchen. Ich ging zur obersten Militärstelle in Toulon und liess mich als Baronin Gumpenberg melden. Ich erklärte dann sofort, dass ich genötigt war und bin, unter falschem Namen zu leben. Ich zeigte das Schreiben von Ernest vor. Dann erzählte ich meine eigene Geschichte und sagte, ich erzähle ihnen das alles so ausführlich, um ihnen an meiner Geschichte zu beweisen, dass es sich nicht um einen Nazi handelt, denn für einen Nazi könnte ich mich natürlich nie einsetzen. Man sagte mir, dass ich ihnen das wohl bewiesen hätte, aber man könne sehr gut kein Nazi und trotzdem anti-französisch sein und es käme nun noch darauf an, ihnen zu beweisen, dass es sich hier um jemanden handelte, der von Nutzen für die Franzosen gewesen war. Ich sollte also zu den einzelnen mir genannten Personen hingehen und um entsprechende Erklärungen bitten. Ich tat mein möglichstes, Keiner der mir angegebenen Personen jedoch hatte den Mut, etwas schriftlich von sich zu geben. Hierbei stiess ich jedoch auf Monsieur Baudouin. Dieser war ein vollendeter Gentleman, Präsident der Handelskammer in Toulon und Direktor eines grösseren Unternehmens. Auch er gab mir nichts Schriftliches in die Hand, war jedoch bereit, mündlich sich dem Kommandanten Custaud gegenüber zu verwenden. Bald darauf erhielt ich das Versprechen, einen Besuch im Lager machen zu dürfen. Als ich jedoch wieder zur Subdivision kam, wollte man nicht so recht ran. Als ich erfuhr, dass der Kommandant krank war und ich nur die Nerven verlieren würde, wenn ich täglich dort hin ginge ohne Erfolg, beschloss ich, für einige Tage zu Freunden zu verreisen.

Kurz vor meiner Abreise klopfte es wieder an meiner Tür. Ich lag noch im Bett und auf meine Frage, wer es denn sei, wurde mir geantwortet, die Villa la Coquette. Ich machte also auf und herein kam der gleiche junge Mann, der mich verhaftet hatte. Er stellte mich zur Rede, warum ich nicht mehr gekommen sei und mich präsentiert hätte. Ich sagte ihm, dass man es nicht sehr von mir verlangt hätte. Über die ganze Anmassung dieser jungen Bur-schen, Macht auszuüben hatte ich mich schon zur Genüge geärgert. Als er mir sagte, ich solle sofort mit ihm zur Villa la Coquette gehen, antwortete ich ihm, wie sie sehen, bin ich heute krank. Ich habe nicht die Gewohnheit, sonst im Bett zu liegen. Morgen werde ich zu Freunden verreisen und in etwa 10 Tagen wieder kommen. Wenn die Villa la Coquette mich dann noch zu sehen wünscht, werde ich nach meiner Reise dort hinkommen. Er merkte sofort die Ironie, die darin lag und sagte mir, er gäbe mir Befehle und ich schicke ihn mit Aufträgen zurück. Ermeinte dann, ich sollte mich beruhigen und er sei nur gekommen, um mir zu sagen, dass mein Fall nun erledigt sei. Er habe das Dossier verbrannt, damit es nicht mehr in unrechte Hände käme und ich keine Unannehmlichkeiten mehr haben sollte. Er habe sehr viele Verhaftungen vorgenommen und niemandem das geglaubt, was man ihm erzählt hatte. Die einzige Ausnahme hätte ich gemacht.

Nach Rückkehr von meiner Reise, wo ich mich ein wenig von den Aufregungen der letzten Zeit erholen konnte, machte ich einen erneuten Anlauf bei der Subdivision Militaire, um den versprochenen Besuch im Kriegsgefangenenlager bewilligt zu bekommen. Es war ein stürmischer Kampf. Aber eines Nachmittags erschien in meiner Wohnung ein Leutnant dieser Stelle, um mir mitzuteilen, dass mein Antrag genehmigt sei. Wenige Tage später konnte ich zusammen mit diesem Leutnant und einem Wagen der Subdivision Militaire nach Nyères in das Gefangenenlager Palyvestre fahren. Der Kommandant Custaud

hatte mir bei Genehmigung dieses Besuches einen Auftrag mitgegeben. Er wollte von mir bei meiner Rückkehr einen Bericht darüber haben, warum in dem Lager viele Fluchtversuche und Revolten vorgekommen seien. Die Unterhaltung mit Ernest fand in französischer Sprache statt. Er gab uns Aufschluss über die von Custaud angeschnittenen Fragen und erklärte, dass das Lager in hygienischer Beziehung völlig unzulänglich sei und die Ernährung unter allen Umständen. Er selbst war trotz äußerster Disziplin ziemlich herunter gekommen. Über seinen Bericht, den ich dem Kommandanten abzustatten hatte, beriet ich mich vor allem mit meinen nach Ollioules bereits wieder zurückgekehrten Freunden. Man konnte den Franzosen, die so viel durchgemacht hatten, unmöglich sagen, wie skandalös die Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen war. Es handelte sich darum also eine geeignete Form zu finden, um ihnen das beizubringen. Ich erklärte also folgendes dem Kommandanten:

Es ist allgemein bekannt, dass die Deutschen gute Arbeiter sind. Es gibt sehr viele Aufräumungsarbeiten, da Toulon zu etwa 1/3 zerstört sei. Wenn man für die Kriegsgefangenen, die bei einzelnen Firmen arbeiteten, einen gewissen Arbeitsentgelt von diesen Firmen einziehe, so könnte man dann mit diesem Geld, das in die Kasse des Camps fließe, das Lager besser ausstatten und auch einiges zur Hebung der Ernährungsfrage beitragen. Alles, was zur Änderung der Situation der Kriegsgefangenen beitrüge, könnte von den Deutschen selbst gemacht werden. Es sei im Grunde nur eine einzige Person notwendig, die darüber zu wachen habe, dass das einkommende Geld auch für den ihm bestimmten Zweck ausgegeben würde. Man könne annehmen, selbst wenn der Krieg sehr rasch beendet sei, dass noch etwa 2 Jahre deutsche Kriegsgefangene in Frankreich sein würden. Nach deren Abzug hätte man dann aber immer noch das nun einmal eingerichtete Camp, das zu anderen Zwecken dienen könnte, wie z.B. o. des ouvriers, troupes indigènes etc. Diese Gedanken - so einfach sie mir erschienen - waren für diese so gänzlich unmodernen Franzosen, ganz neu. Wenige Tage später begegnete ich Custaud auf der Strasse und er sagte mir, das, was sie uns da vorgeschlagen haben, das wollen wir auch machen.

Nach der Befreiung hatte meine Arbeit bei den Renaultwerken aufgehört. Ich musste mich, um die Zeit bis zu Kriegsende zu überbrücken nach etwas anderem waschen. Aus vielen wirtschaftlichen Schwierigkeiten beschloss ich jedoch, in Toulon zu bleiben. Mit Hilfe der Ollioules Freunde bekam ich Aufträge als Hausschneiderin. Ich fuhr fast täglich nach Ollioules und kehrte dann am Abend zurück.

Nur wenige Tage nach meinem Besuch in Palyvestre, als ich wieder mit dem Omnibus zurückkehrte und in Toulon auf meine Strassenbahn wartete, klopfte mir ein Herr auf die Schulter und sagte, Mademoiselle suivez - moi, la police. Ich wurde in ein kleines Polizeirevier gebracht und sah mich dort einer Person gegenüber, die ich flüchtig kannte und die mich denunziert hatte. Sie erklärte der Polizei, dass sie eine gute Französin sei und dass sie sich verpflichtet fühle anzugeben, wann noch Deutsche frei herumliefen. Von der Polizei befragt, ob ich Deutsche oder Französin sei, sagte ich: je suis française. Zur Begründung dafür, dass auch ich eine gute Patriotin sei, zog ich den Erlaubnisschein aus meiner Tasche, mit dem ich den Besuch in Palyvestre machen konnte. In diesem Schreiben erklärte die oberste Militärstelle, dass ich Dienste während der Besatzungszeit für Frankreich geleistet hatte. Ich wurde sofort entlassen.

Gerade dieses Schreiben von der Subdivision Militaire, in dem auch erwähnt war, dass Ernest Dienste geleistet hatte, erschien mir für diesen ungeheuer wichtig. Ich liess davon eine beglaubigte Abschrift machen und ging etwa 4 Wochen nach meinem ersten Besuch wieder nach Palyvestre, um zu versuchen, ihm das Schreiben zu übergeben. Dieses Mal ohne eine Erlaubnis. Als ich dort ankam, war gerade Empfangstag. Die italienischen Kriegsgefangenen, die viele Angehörige in Südfrankreich hatten, empfingen ihre Besucher mit Paketen. Ich konnte mich unter sie mengen und schlüpfte so unbemerkt mit in das Lager. Ich erreichte für kurze Augenblicke Ernest zu sprechen und konnte ihm unbemerkt das für ihn so wichtige Papier aushändigen. Sein Anblick war erschütternd. Er war vollkommen herunter gekommen und hielt sich nur mühsam aufrecht. Ich hatte mir ursprünglich vorgenommen, die Angelegenheit der Besserung der Lage von Ernest Herrn Mancuin zu überlassen. Er konnte das als Franzose viel besser und wirksamer machen als ich. Als ich jedoch merkte, dass nichts geschah, beschloss ich, da ich schliesslich nichts mehr verschlimmern konnte, doch die Sache wieder in die Hand zu nehmen. Ich ging also erneut zu Custaud, schenkte ihm ganz klaren Wein ein und bat ihn, für eine geeignete Unterkunft und Arbeit für Ernest zu sorgen. Das versprach er mir. Gleichzeitig gab er mir einen neuen Auftrag. Ich sollte in den Haut Var fahren, wo ich Freunde hatte und durch deren Beziehung feststellen, ob und wieviele versprengte deutsche Truppen sich dort noch befanden und ob sie durch regelmässige Parachutagen der deutschen Wehrmacht unterstützt wurden. Ich konnte ihm denn auch von dieser Weise einen befriedigenden Bericht machen. In der Lage von Ernest hatte sich aber nichts Wesentliches geändert. Als ich jedoch wieder kurz vor Weihnachten nach Palyvestre hinausfuhr, befand er sich in sehr viel besserer Verfassung und riet mir selbst davon ab, noch irgendetwas für ihn zu unternehmen. Die Verbindung zu Ernest blieb bis zu meinem Weggang von Toulon bestehen.

Meinen Aufbruch nach Deutschland fing ich Anfang Januar 1945 an vorzubereiten. Ich machte eine Reise nach Lyon, wo ich bei meinen Freunden Monroux wohnte, und wandte mich an den Schweizer Konsul mit der Bitte, mir meinen Schmuck, den ich in der Schweiz hatte, bei Gelegenheit einer Reise in die Schweiz mitzubringen. Ich sprach ihm von meinem Wunsch, nach Deutschland als Angestellter der Alliierten zurückzukehren. Er gab mir eine Empfehlung an das amerikanische Headquarter in Lyon. Im Vorzimmer des Offiziers, an den ich gewiesen worden war, traf ich aber zu meinem grossen Erstaunen einen ehemaligen Kollegen, der mich von meiner Arbeit bei der deutschen Dienststelle her kannte. Er war nicht wenig erstaunt über meine veränderte Visitenkarte. Mit Schweizer Zurückhaltung wurde ich daher auch empfangen und sofort dem C.I.C. zugeführt. Der Offizier, der mich ausfragte, war von Schweizer Höflichkeit, sagte mir, dass er nur Leute einstellen könnte, die ihm von den Franzosen empfohlen seien, und dass ich es wohl verstehen könnte, wenn er sich mit der französischen Polizei in Verbindung setzen würde. Die Polizei war auch schon da. Ich sollte Auskunft geben, bei wem ich mich in Lyon aufhielt. Als ich mich weigerte, zunächst den Namen zu nennen, wurde mir gesagt, dass man mich nicht freilassen könne, ohne zu wissen, wo ich mich aufhielte. Ich entgegnete darauf, ich söge es vor bei ihnen zu bleiben und meinen Namen für mich zu behalten. So war ich auf der Stelle verhaftet und wurde auf ein Polizeirevier in Lyon gebracht. In ganzen brachte ich dort 5 Tage zu. Man schlief auf einer harten Bank, als Kopfkissen ein Buch, ohne Kadecke, ohne Nahrung, ohne jegliches Komfort. Aus Nettigkeit machten einem denn die Polizisten Besorgungen, sodass man auch gelegentlich etwas zu essen hatte. Ich

wurde sehr eingehend verhört. Es waren vor allem meine guten Freunde in Lyon Monroux, der Schweizer Konsul, die meine Aussagen bestätigten. Ferner hatte ich als Referenz die Subdivision Militaire du Var angegeben. Nachdem alle Auskünfte befriedigend für mich lauteten, wurde ich von dem Chef des Polizeidienstes, der der Abwehr der Spionage diene, mit den Worten entlassen: Madame j'espère vous garder un bon souvenir à la maison. Vorher hatte man mir geflissentlich zu den Akten die Identität der Madame Ducaret mit der Baronin Sumpfenberg genommen und sämtliche Fingerabdrücke und Fotos beigelegt.

Nach dieser etwas unprogrammässig verlaufenen Reise kehrte ich nach Toulon zurück und wartete die Zeit dort nährend ab, bis ich die Mitteilung von dem angekommene Schauack haben würde. Es war mir nämlich klar, dass der Aufbruch nach Deutschland wieder viel Geld kosten würde und so viel besass ich nicht mehr. Als die Nachricht endlich da war, löste ich in Ruhe meine Wohnung auf und erfüllte noch alle die Verpflichtungen, die ich übernommen hatte. Am 1.3.1945 verliess ich dann Toulon, versehen mit einem ausgezeichneten Empfehlungsschreiben, das den Stempel der Subdivision Militaire du Var trug. Ich ging zunächst nach Lyon, um mich dort von meinen Freunden zu verabschieden.

Von hieraus machte ich jedoch noch einmal einen kleinen Abstecher nach der Schweizer Grenze, um dort die zurückgelassenen Papiere bei dem douanier Panchaud zurückzuerheben. Es war mir nicht sehr wohl bei dem Unternehmen. Ich kehrte zu dem gleichen Ort zurück, wo ich das erste Mal von den Schweizern abgesetzt worden war. Als ich mich der Grenze näherte, wurde ich hinüberzugehen von dem gleichen Bauern gehindert, der mir das erste Mal so behülflich gewesen war. Er hielt es für richtig, die Polizei zu rufen und ich wurde wieder auf der Stelle verhaftet. Man stellte allerhand Verhöre mit mir an, machte ein Protokoll, verlangte, dass ich es unterschreibe, was ich aber verweigerte. Schliesslich fanden sich die Franzosen bereit, zur douane Chanzy II zu gehen und dort an Ort und Stelle nachzuprüfen, was an meinen Aussagen wohl richtig sein könnte. Sie hatten festgestellt, dass ich in der Weihnachtszeit 1942 dort gewesen war und man hatte sich auch meiner erinnern können. Panchaud hatte aber geleugnet, von mir irgendwelche Papiere erhalten zu haben. Von da ab wurde ich sehr schlecht behandelt. Man steckte mich Tag und Nacht in ein finsternes Cachot und drohte mir mit Prügelstrafen, weil die Deutschen das so machten, wenn ich nicht eine Frau wäre. Der Aufenthalt war jedoch nicht lange und ich wurde sehr bald vor die höhere Instanz nach St-Julien geführt. Diese Untersuchung, so kritisch sie auch sein mochte, war sehr viel besser als die erste. Auch dieser Beamte begab sich zur douane Chanzy II, um Nachforschungen anzustellen. Panchaud leugnete auch ihm gegenüber von mir irgendetwas in Empfang genommen zu haben. Bei seiner Rückkehr sagte mir der Beamte, die douaniers dürfen auch garnicht irgendetwas nehmen und damit hatte ich die Erklärung für die hartnäckige Leugnung Panchauds. Ich konnte also behaupten, dass er die Papiere wohl genommen hatte und da es aber verboten war, musste er es jetzt abstreiten. Ich führte von mir aus einen indirekten Gegenbeweis, dass die Papiere wohl existiert hätten. Ich hätte sie einzelnen Personen, die ich namhaft machte, zu lesen gegeben. Ich gab an, dass ich noch wenige Tage vorher, unentschlossen die Reise selbst zu machen, den Schweizer Konsul gebeten hätte, an die Douane wegen dieser Papiere zu schreiben und ferner hätte ich in meinem Adressbuch den Namen des douaniers sorgfältig eingetragen, eines Mannes, den ich nur ein einziges Mal in meinem Leben gesehen hatte und das für wenige Minuten.

Meine Angaben leuchteten ein. Ich fuhr zusammen mit diesem Beamten nach Annecy, wo er mir meine sämtlichen Papiere aushändigte und mich freiließ. Es wurde mir jedoch anempfohlen, in Lyon meine echte Identität wieder anzunehmen. Als ich nach Lyon zurückgekehrt war, ging ich zu der fraglichen Militärstelle, die die Herstellung meiner echten Identität veranlassen sollte, hin, in der Annahme, dass ihnen mein Kommen bereits angekündigt worden war. Als ich jedoch ankam, hatten sie von nichts eine Ahnung und zeigten sich höchst uninteressiert und baten mich, zu einem anderen Zeitpunkt wiederzukommen. Da ich das größte Interesse daran hatte, Madame Ducaret zu bleiben, vergass ich ganz einfach diese Vereinbarung.

Es war nun auch Zeit, von Lyon aufzubrechen und nach Paris zu gehen. Vorher jedoch machte ich noch einen Abstecher nach Tramayac, wo ich aufs Herzlichste begrüßt wurde. Ich konnte mich dort mit Lebensmitteln für Paris eindecken. Alle waren froh, dass ich die kritische Zeit so gut überstanden hatte.

Meine Anfänge in Paris waren so mühsam, wie man sie sich nur vorstellen kann. Ich versuchte mit meinem Empfehlungsschreiben bei den Alliierten eine Stellung für Deutschland zu bekommen. Aber so notwendig sie einerseits Kräfte für Deutschland brauchten, so unmöglich war es für mich als Reichsdeutsche eine Stellung zu erhalten. Es schien mir unrichtig, mein Stellensuchen unter meinem Decknamen vorzunehmen, da ich es mit Militärstellen tun hatte und riskieren musste, als Spionin verdächtigt zu werden. Mit der Wahrheit jedoch kam ich zu keinem Ergebnis. So musste ich mich darauf einrichten, länger in Paris zu bleiben als ich vorgesehen hatte. Ich fing auch hier wieder meine Tätigkeit als Näherin an, diesmal in einem Pariser Modestelier. Es gelang mir, eine - wenn auch indirekte - Verbindung nach Deutschland herzustellen. Mein amerikanischer Neffe teilte mir mit, dass meine Kinder und mein Mann sich noch in Düsseldorf befänden. Bald darauf erhielt ich eine Karte jener Freundin aus Kupon, die mir zu meiner Flucht verholfen hatte, dass die Nachricht von meinem Mann habe, dass die Wohnung intakt sei und dass ich zu Hause erwartet würde. Bis dahin hatte ich gezögert, aufs Geratewohl nach Deutschland zurückzukehren. Nun musste aber alles geschehen, so die Reise vorzubereiten.

Alle legalen Möglichkeiten nach Deutschland zurückzukehren, waren mir verschlossen. Ich musste also wieder einen illegalen Weg wählen. Ende Juli 1945 gab es eine Zeitungsnotiz, wonach es französischen Staatsangehörigen möglich war, nach Belgien ohne Visumzwang zu reisen, nur auf Grund eines Passes. Ich versuchte durch mir bekannte französische Militärstellen an solch einen Pass zu gelangen. Ich scheiterte natürlich. Da hatte ich die Idee, mir einen solchen zu erschwindeln. Ich begab mich mit meinen Papieren zu der Préfecture de Police. Diese waren inzwischen so schön wie eben möglich. Ich besaß eine "carte ministère". Ich hatte mir in Toulon, weil ich unglücklicherweise meine Identitätskarte verloren hatte, auf Grund dieser "carte ministère" bei der Polizei eine einwandfreie Identitätskarte besorgt. Ferner war meine ursprüngliche falsche Lebensmittelkarte bei einem allgemeinen Umtausch ungetauscht worden. Eine Kleiderkarte hatte ich mir ebenfalls über diese "ministère-carte" verschafft. Nun galt es den Pass zu erobern. Ich legte der Préfecture de Police ein von mir verfertigtes Schreiben vor, das angeblich von meinem Brüsseler Verwandten stammte. Ein Couvert mit Marke aus Brüssel hatte ich auch dazu passend. Ich erklärte,

dass ich sofort nach Brüssel reisen müsse, um meinen Verwandten zu helfen. Die Préfecture de Police wollte aber zur Ausstellung des Passes meine Heiratsurkunde haben. Ich sagte, dass ich ja einiétrée sei und meine Papiere verbrannt seien. Man verlangte, dass ich sie mir wieder verschaffte. Ich könne zu dem Juge de Paix meines Arrondissements gehen und mir eine Heiratsurkunde dort ausstellen lassen. Der Juge de Paix weigerte sich jedoch, mir eine Urkunde auszustellen und riet mir, sich nach Kolmar zu wenden, um dieses Papier zu erlangen. Hierauf ging ich zur Préfecture de Police zurück, wandte sich dort an eine recht vernünftig aussehende Person und bat sie um ihren Rat. Ich sagte ihr, dass meine Reise nach Brüssel zu dringend sei, dass ich andererseits nicht die notwendigen Papiere vorbringen könnte, um den Pass zu erlangen. Sie riet mir, mich an den Chef de Service zu wenden und diesen zu fragen. Ich erzählte ihm wieder mein Sprüchel und fügte hinzu, dass ich nun schon so unglücklich sei und schon gar kein Mensch mehr und dass ich zu nichts mehr kommen könnte. Er sagte mir, ich solle ein mandat télégraphique nach Kolmar schicken und mir das fehlende Papier auf diese Weise schnellstens beschaffen. Zwischenzeitlich könne dann hier schon mit der Bearbeitung des Passes angefangen werden. Ich sagte ihm, dass man gerade die Bearbeitung des Passes mir verweigert hätte, bevor ich nicht dieses Papier beigebracht hätte. Ich veranlasste ihn, mir ein kleines billet zu schreiben, damit mir am Schalter nicht die Annahme der Bearbeitung des Passes verweigert würde. Mit diesem Schreiben und meinem Antrag und den Papieren, soweit ich sie hatte, stürzte ich am nächsten Morgen zu dem Schalter und konnte meinen Pass in Bearbeitung geben. Nun aber was tun mit Kolmar? Ich überlegte mir, dass es wahrscheinlich keine schwerwiegenden Konsequenzen für mich geben würde, wenn ich ein Telegramm nach Kolmar schicken würde. Ich telegraphierte an den Bürgermeister von Kolmar:

Demande certificat de mariage. Marius Ducaret - Marguerite Boucher, 17.3.38.

Von diesem Telegramm machte ich ein Doppel und liess mir an der Post bescheinigen, dass das Telegramm abgeschickt war, ausserdem hatte ich den Mandatsabschnitt. Ich wartete nun darauf, wie wohl Kolmar auf dieses Telegramm reagieren würde und erhielt wenige Tage später folgende Antwort:

Marriage Marius Ducaret - Marguerite Boucher n'est pas enregistré en 1938.

Über dieses Telegramm war ich sehr befriedigt. Man hatte wenigstens nicht die Polizei auf meine Spuren gehetzt. Als die Zeit für die Ausstellung des Passes abgelaufen war, begab ich mich wieder zur Préfecture de Police, stellte mich an den Schalter und bat um Aushändigung des Passes. Dieser wurde mir anstandslos ausgehändigt und niemand fragte mehr nach dem fehlenden certificat de mariage. Auf Grund dieses Passes konnte ich mir etwas belgische Geld legal beschaffen. Ferner versuchte ich, noch mehr belgisches Geld auf dem Schwarzen Markt in Paris zu kaufen. Durch den American joint erhielt ich auch deutsche Reichsmark.

Nachdem ich alle Vorbereitungen getroffen hatte, fuhr ich ungehindert nach Brüssel. Das einzige Problem dieser Reise waren wieder meine echten Papiere. Hätte eine Leibbesichtigung stattgefunden, so wäre ich wahrscheinlich auf Monate in ein Camp gekommen. Es verlief zum Glück alles gut. In Brüssel hatte ich einen unfreiwilligen längeren Aufenthalt, weil das in Paris expedierte Gepäck nicht kam. Ich musste wieder zur Grenze zurück, um das Gepäck, das an der Grenze festgehalten wurde, zu deblockieren. Dann setzte ich die Reise bis Eupen fort. Ich hatte beschlossen, im Hotel abzustiegen und nicht bei meiner Freundin zu wohnen, um diese wegen meines Vorhabens nicht zu kompromittieren.

Ich hoffte aber, mit ihrer Hilfe einen geeigneten Passeur zu finden, der mich auf der anderen Seite der Grenze absetzen würde. Als diese Vorbereitungen in vollem Gange waren und ich mich gerade im Hotel befand, um einen Brief zu schreiben, kommt ein Beamter auf mich zu und verlangt meine Ausweispapiere. Trotz meines schönen Passes wird er stutzig und revidiert mein Zimmer. Dabei fallen ihm meine echten Papiere in die Hände. Ich sass also wieder fest und musste mich diesesmal vor der Sécurité d'Etat belge verteidigen. Ich erzählte ihnen wahrheitsgetreu alles, was ich erlebt hatte, gab ihnen dann auch unumwunden zu, dass ich vor hätte, auf heimliche Weise nach Deutschland zurückzukehren da mir jede andere legale Möglichkeit verschlossen wäre. Sie machten ihr Protokoll und führten mich vor den Staatsanwalt in Verviers. Nachdem er das Protokoll studiert hatte, wandte er sich an mich mit der Frage, sie erzählen uns da die merkwürdigsten Dinge und wie wollen sie, dass wir ihnen das glauben? Ich erwiderte ihm darauf, dass ich in Belgien Zeugen hätte. Der Staatsanwalt erklärte, dass bei Fällen, die ihm vorgetragen würden, es an ihm läge, sie zu verfolgen oder die Anklage niederzuschlagen. In meinem Falle habe er kein Interesse, der Sache nachzugehen. Sie machten ihre Gesetze für unerlaubte Grenzübertritte für Schuggler und ähnliche Leute. In meinem Falle wies er also ab, irgendetwas mit der Sache zu tun zu haben und riet mir nur, gut aufzupassen, damit mir beim Übertritt nichts passieren würde. Die Grenzen seien besonders gut bewacht und die Beamten hätten den Befehl, scharf zu schiessen. Ich sagte ihm darauf, dass ich einige Übung hätte und dass mir schon nichts passieren würde. Die stattliche Anzahl absolut echter falscher Papiere, die ich bei mir hatte, machten auf die Staatsanwaltschaft einen grossen Eindruck. Man sagte mir, dass man mich zwar laufen lassen könne, aber meine Papiere behalten müsse. Man versprach mir hingegen, die Papiere an meine Heimatadresse in Düsseldorf gelangen zu lassen. Leider bin ich bis zum heutigen Tage noch nicht wieder in ihren Besitz gekommen. Im Anschluss an den Besuch beim Staatsanwalt ging ich mit dem mich verhaftet habenden Monsieur Jacobs ins Kino und wir nahmen zusammen ein Apéritif in einem Café, bis wir dann wieder nach Eupen zurückkehrten. Dort konnte ich meine Koffer bei der Sécurité in Empfang nehmen und verliess sie, wohl versehen mit ihren guten Ratschlägen. Ein Passeur war inzwischen gefunden worden. Meine Koffer und ich gelangten wohlbehalten am 7.10.1945 auf deutsches Reichsgebiet. Am folgenden Tage ging ich von der Grenze nach Aachen und kam dann am 8. abends in Düsseldorf an.

Allen v. Cyp 49

Institut f. Zeitgeschichte
München
ARCHIV

1849/56